

# Niccolo Machiavelli

Autor(en): **Eliot, T. S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 8

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759826>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Niccolo Machiavelli

von *T. S. Eliot*

Übertragen von Erich Alport

« Weil man allgemein von den Menschen sagen muß, daß sie undankbar, wankelmütig, heuchlerisch, feige und habsüchtig sind und dir mit Leib und Seele ergeben, solange du gewinnst. » Dieser Satz und ähnliche, auch aus dem Zusammenhang gerissene Sätze, haben seit vierhundert Jahren in den Köpfen der Menschen gespukt und Unruhe gestiftet: die Worte eines zurückgezogenen, ruhigen und unauffälligen florentiner Patrioten, der auf seinem mageren Gute Bäume fällte und mit Bauern sich unterhielt. Machiavelli war die Qual von Jesuiten und Calvinisten, der Abgott von kleinen Napoleons und Nietzsches, stehende Figur auf der elisabethanischen Bühne, und Vorbild eines Mussolini oder Lenin. Machiavelli ist ein Zyniker genannt worden; aber nichts fordert wohl stärker zum Zynismus heraus, als gerade die Geschichte von Machiavellis Ruf. Keine Geschichtsschreibung könnte das Abgeschmackte und Bedeutungslose von historischem « Einfluß » so gut versinnbildlichen, wie sie. Seine Botschaft ist von seinem Tode an immer wieder von hartnäckigen Schwarmgeistern verfälscht worden; zu dem Unsinn eines jeden Jahrhunderts trug Machiavelli bei. Und doch ist niemals ein großer Mann so vollkommen mißverstanden worden. Er wird immer ein wenig abseits hingestellt: in der politischen Theorie gehört er weder neben Aristoteles, noch neben Dante; er erstrebte etwas anderes. Er gehört nicht neben Napoleon, noch weniger neben Nietzsche. Seine Feststellungen geben sich zu jeder beliebigen Staatstheorie her, aber sie gehören mit keiner zusammen.

Gelegentlich der Jahresfeier von Niccolo Machiavelli sollten wir uns nicht so sehr mit der Geschichte seines Einflusses beschäftigen – sie ist doch nur eine Geschichte der verschiedenen Weisen, ihn mißzuverstehen –, als mit der Natur seines Denkens und den Gründen, warum es solchen Einfluß gewinnen konnte.

« ...So daß ich an die erste Stelle als gewöhnliche Neigung aller Menschen einen beständigen und drängenden Durst nach Macht und Abermacht setze, den nur der Tod zu stillen vermag. » Solche Worte von Hobbes scheinen zunächst in demselben Tone ausgesprochen,

wie jene zitierten des Machiavelli; und die beiden Namen sind oft zusammen genannt worden; doch der Geist und die Absicht von Hobbes und von Machiavelli sind ganz und gar voneinander verschieden. Der *Fürst* wird oft in dem selben Sinne verstanden, wie der *Leviathan*. Aber ebensowenig, wie Machiavelli ein politischer Philosoph im Sinne von Aristoteles oder Dante ist, ist er einer im Sinne von Hobbes. Er besitzt die lichtvolle Klarheit des Aristoteles und die Vaterlandsliebe Dantes, aber mit Hobbes hat er wenig gemein. Machiavelli gibt sich vollkommen seiner Aufgabe hin – der Aufgabe seines eigenen Ortes und seiner Zeit; indem er aber aufgeht in der Sache seines besonderen Staates und in der größeren Sache des geeinten Italien, das er ersehnte, gelangt er zu einer viel stärkeren Unpersönlichkeit und Überlegenheit als Hobbes. Von dem Schauspiel des nationalen Unglücks läßt sich Hobbes nicht leidenschaftlich erregen; er ist mit seiner eigenen Lehre beschäftigt; und wir können seine Theorie zum Teil geradezu als Ergebnis der Schwäche und Verbogenheit seines eigenen Temperaments betrachten. In den Aussprüchen von Hobbes über die Natur der Menschen liegt oft eine Überbetonung, eine Spur von Manie, die wahrscheinlich von einer Ahnung der Schwächen und Fehler seines Lebens und Charakters herrührt. Diese Überbetonung, die bei einer bestimmten Gattung von Philosophen seit Hobbes so üblich wurde, darf recht wohl mit Zynismus zusammengebracht werden. Wahrer Zynismus nämlich entspringt dem Temperament des Beobachters und ist nicht ein Schluß, der von Natur aus der Betrachtung des Gegenstandes zu folgern wäre; er ist das gerade Gegenteil eines « Den Tatsachen ins Gesicht sehen ». In Machiavelli ist keine Spur von Zynismus. Kein Hauch der Schwächen und Fehler seines eigenen Lebens und Charakters trübt den hellen Spiegel seiner Vorstellung. In Einzelheiten, wenn die Bedeutung von Worten um ein wenig verschoben wird, spüren wir ohne Zweifel eine bewußte Ironie; aber sein Blick auf das Ganze wird durch die Farbe solcher Stimmungen nie abgelenkt. Eine Lebensauffassung, wie die seine, bedingt einen Zustand der Seele, den man Zustand der Unschuld nennen darf; die Auffassung von Hobbes ist dagegen leicht gekünstelt und nahezu sentimental. Machiavellis Unpersönlichkeit und Unschuld ist etwas so Rares, daß sie wahrlich der Schlüssel zu seinem dauerhaften Einfluß auf Menschen, sowohl wie zu der beständigen Verdrehung sein kann, die er in den Köpfen solcher erleidet, deren Sinn weniger rein ist als der seinige.

Wir meinen nicht, daß Machiavelli gänzlich kalt und unempfindlich

sei. Im Gegenteil, er stellt wiederum den Beweis dafür, daß große Denkkraft aus großer Leidenschaft entspringt. Machiavelli liebte sein Land nicht nur, sondern seine vaterländische Begeisterung ist geradezu der Antrieb seines Geistes. Es ist billig, wenn Schriftsteller, wie Lord Morley, Machiavelli als einen heimlichen Anatomen ohne Gemüt hinstellen, der, sittlicher Ermahnung unzugänglich, nur seine klinischen Untersuchungen im Sinne hat. Lord Morley hatte nicht, wie Machiavelli, sein Land zerrissen und zerstört gesehen, gedemütigt durch fremde Eindringlinge, die noch dazu von den Fürsten des Landes hereingebracht worden waren. Die Demütigung Italiens war für Machiavelli eine persönliche Demütigung; sie ward der Ursprung seines Nachdenkens und Schreibens.

Das Hochgespannte seiner vaterländischen Gesinnung unterdrückte oder verkürzte bei Machiavelli in keiner Weise die anderen sittlichen und geistigen Werte. Bloß spielen sie in seinen Schriften stets nur von einem bestimmten Gesichtspunkt aus eine Rolle, nämlich immer in ihrem Verhältnis zum Staate. Seine Vorstellung vom Staate ist weit und großzügig. Ratgeber des Fürsten ist er nur deshalb, weil ihm das Wohl des Gemeinwesens leidenschaftlich am Herzen liegt. Gegen einen Mann wie Napoleon – der selber mit Verehrung von Machiavelli sprach, und dessen Sinn für die Wirklichkeit ihm Machiavelli sehr sympathisch machte –, hätte Machiavelli nur Abneigung empfinden können; ihm würde Napoleon als ein fremder Eroberer voll rasender Selbstsucht erschienen sein. Und Machiavelli interessierte sich nicht für moderne Weltreichsgedanken; ein geeintes Italien war die Grenze seiner Vorstellung, und wir bemerken oft beim Lesen seines wichtigsten Werkes, den *Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio*, daß er für das republikanische Rom viel höhere Bewunderung hegt, als für das kaiserliche. Sein erster Gedanke gilt immer dem Frieden, dem Gedeihen und der Wohlfahrt der Regierten; doch er weiß ganz gut, daß diese Wohlfahrt nicht im bloßen Frieden und Wohlstand liegt. Sie hängt von der « virtù » der Bürger ab und unterstützt diese gleichzeitig. Es gibt aber keine Bürgertugend ohne ein gewisses Maß von Freiheit, und er ist dauernd mit der Frage beschäftigt, in welchem Verhältnis Freiheit zu erreichen sei:

« Es geschieht selten, daß die Forderungen eines freien Volkes entweder unvernünftig oder der Freiheit abträglich sind, da sie im allgemeinen durch wirkliche Bedrückung oder der Furcht davor entstehen; doch wenn eine solche Befürchtung sich als grundlos erweist, dann

ist es nicht allzu schwer, die Männer des Volkes mit Hilfe einer öffentlichen Ratsversammlung friedfertig zu stimmen, weil sie nämlich stets bereit sein werden, auf die Worte eines Mannes von anerkanntem Wert und Urteil zu hören, falls er aufsteht und zu ihnen redet: denn, mag das Volk auch zuweilen irren, wie Tullius sagt, so ist es besserer Unterweisung wohl zugänglich, wenn ein Mann, von dessen Aufrichtigkeit und Ehre es eine gute Meinung hat, es unternimmt, ihm seine Fehler zu zeigen.»

Machiavellis Stellung zur Religion und zu der Religion seines Landes ist oft mißverstanden worden. Seine Haltung ist die eines Staatsmannes und ist so edel, wie die eines Mannes, der nichts als Staatsmann ist, nur irgend sein kann. Sie könnte in der Tat gar nicht anders aussehen. Er ist durchaus kein Gegner der Religion, noch widersetzt er sich der katholischen Kirche. Ganz klar sah er – wie hätte es ihm entgehen können – die Verderbtheit der Kirche und die niedrige Gesinnung der hervorragenden ihrer Diener, mit denen er zu tun hatte. Und in *Mandragola*, seinem glänzenden Lustspiel, macht er die alltäglichen Sünden einer verdorbenen Priesterschaft wundervoll lächerlich. Er erkannte, auf der einen Seite, in welchem Ausmaß die Kirche und einzelne ihrer mächtigen Würdenträger zur Zersplitterung und zum Unheil seines Landes beigetragen hatten. Aber mit Beständigkeit hielt er seine Meinung aufrecht, daß eine wohlgegründete Kirche für einen Staat von höchster Bedeutung sei. «Nachdem alle diese Dinge erwogen sind, schließe ich, daß die Einführung der Religion durch Numa eine der wesentlichsten Grundlagen für die Größe und glückliche Entwicklung Roms gewesen ist: denn aus Religion erwächst gute Ordnung, und gute Ordnung bringt allgemein freundliches Geschick und gutes Gelingen mit sich. Weil aber strenge Beobachtung der Gottesverehrung und der Glaubenspflichten stets zum Wachstum eines Staates beitragen, so dürfen Vernachlässigung und Verachtung derselben zu den vornehmsten Gründen seines Verfalls gezählt werden. Wo nämlich keine Gottesfurcht herrscht, ist der Staat entweder dem Untergang preisgegeben, oder er muß durch diejenige Verehrung aufrecht erhalten werden, die einem guten Fürsten gezollt wird; welches in der Tat ihn eine Zeitlang stützen und dem Bedürfnis nach Frömmigkeit seiner Untertanen Genüge tun mag. Da jedoch das Leben des Menschen kurz währt, muß die Regierung notwendigerweise verfallen, wenn die tugendhafte Kraft, die sie aufrecht hielt und weise leitete, erloschen ist.»

Und später (in den *Discorsi*) sagt er es noch deutlicher, in Worten,

denen Erzbischof Laud zugestimmt haben würde: « Die Herrschenden aller Staaten, ob Königreiche oder Republiken, welche ihre Regierung fest und ungeteilt bewahren wollen, sollten vor allen Dingen dafür Sorge tragen, daß die Religion höchste Verehrung genieße, und ihre Bräuche allezeit rein und unverletzlich gehalten werden; denn nichts läßt sicherer den drohenden Verfall eines Staatswesens erkennen, als die Verehrung Gottes lässig werden oder verachtet zu sehen. »

Und, im selben Kapitel, geht er dazu über, zu zeigen, wie die Vernachlässigung der Religion, welche die Kirche von Rom durch ihre unberechenbaren Launen herbeigeführt hatte, an der Zerstörung Italiens mitarbeitete. Es ist sehr wohl möglich, daß Machiavelli eine Staatskirche von der Art der Kirche von England als die beste Begründung eines christlichen Staatswesens angesehen hätte; jedenfalls weiß er, daß ein Volk eine religiöse Ordnung, welcher Art auch immer, braucht. Wenn seine Worte je wahr gewesen sind, dann sind sie es heute. Was Machiavellis « persönliche » Religion betrifft, so war sie so ursprünglich und aufrichtig, wie die eines Mannes sein kann, der sich nicht der Frömmigkeit, sondern mit ganzer Seele der Staatskunst gewidmet hat; und er starb, vom Beistand eines Priesters umgeben. Sehr deutlich sah er, und wußte es durch sein Feingefühl, daß dem Bemühen eines Menschen wie Savonarola nichts Gutes entspringen könne; sein eigentlicher Einwand galt nicht so sehr dessen Geist, als vielmehr dem Widerspruch von guter Staatskunst und der Art, wie Savonarola vorging. Mit einem zersetzenden Geist jedoch, wie dem von Voltaire, hätte der seinem Wesen nach aufbauende Geist Machiavellis keine Gemeinschaft gefühlt.

In mehreren Kapiteln des *Fürsten* und in der *Kunst des Krieges* ist ganz klar zu erkennen, daß Machiavelli seine Betrachtungen über das Kriegführen stets in positivem Sinne und in dem Bestreben, zu fördern, anstellt. Beim Kriegswesen und bei militärischer Regierung und Besetzung beschäftigen ihn die moralischen Kräfte ebenso sehr, wie die technischen Maßnahmen. In seinen Bemerkungen über Kolonisation, über die Art und Weise, ein fremdes Gebiet zu besetzen, und in seinen häufigen Ermahnungen gegen das Verwenden von Söldnertruppen stellt er immer den Volksfürsten und das Volksheer als bewunderungswürdiges Beispiel hin. Er hat wenig Geduld für den Fürsten, der nichts als General ist; von einem Reiche, wie dem Napoleons, hätte er von Anfang an gesagt, daß es keine Dauer haben würde. Man kann die Menschen nicht unbegrenzt gegen ihren Willen regieren; und es

gibt fremde Völker, die man gar nicht beherrschen kann; doch wenn man ein fremdes und tiefer stehendes Volk zu regieren hat – tiefer stehend in bezug auf seine eigenen Regierungsfähigkeiten –, dann sind alle Mittel anzuwenden, um es zufrieden zu stellen und es davon zu überzeugen, daß dieses Regiment zu seinem Besten ist. Freiheit ist schön; wichtiger jedoch ist Ordnung; und das Aufrechterhalten der Ordnung rechtfertigt jedes Mittel. Aber Soldaten sollen auch Bürger sein und nur für etwas wirklich Wertvolles in den Krieg ziehen, und der Fürst muß stets ein Staatsmann sein, und ein Kriegsmann nur, wenn es not ist.

Kein Bericht von den Meinungen Machiavellis kann mehr geben, als Bruchstücke. Denn obgleich er aufbauend denkt, errichtet er doch kein System; seine Gedanken können wohl aufgezählt werden, leiden aber keine Zusammenfassung. Vielleicht ist es ein Merkmal der erstaunlichen Schärfe seines Blicks und der Treffsicherheit seines Ausdrucks, daß er kein « System » hat; denn ein System verlangt fast unausweichlich, daß ihm zuliebe etwas umgestellt, etwas ausgelassen wird, und Machiavelli wollte nichts umstellen und nichts auslassen. Noch merkwürdiger ist aber, daß keine Rechenschaft oder Wiederholung seiner Gedanken uns einen Schlüssel zu seiner Größe und seinem ungeheuerlichen Ruf zu liefern scheint. Wenn wir ihn zum ersten Male lesen, so gewinnen wir nicht den Eindruck einer großen Seele, auch nicht den eines unheimlichen Verstandes, sondern wir finden einfach einen bescheidenen und aufrechten Beobachter, der die Tatsachen angibt und dazu Bemerkungen macht, welche so richtig sind, daß sie platt erscheinen. Ernst nach langsamer Aufnahme, und wenn man sich des immer wiederkehrenden Gegensatzes von solcher Ehrlichkeit und der allgemeinen Täuschung, Lüge und Unzuverlässigkeit des Menschengesistes bewußt geworden ist, reicht seine einsame Größe bis zu uns. Wir meinen damit nicht, daß Machiavellis Gedanken eine einzelne Ausnahme gewesen seien. Von einem französischen Autor ist in einem Buche *Le Machiavelisme avant Machiavel* behandelt worden; es gibt Gleichlaufendes in seiner eigenen Zeit. Daß Machiavelli Commines gekannt habe, ist kaum anzunehmen, aber die Intelligenz und der Scharfblick des großen belgischen Diplomaten, der Ludwig von Frankreich so lange und so wohl gedient hat, sind den Eigenschaften Machiavellis nahe verwandt. Nur ist Machiavelli, abgesehen von seiner andersartigen Denkweise, ein viel reinerer und höher gespannter Geist.

Machiavellis nationale Begeisterung konnte in seiner eigenen Zeit

kaum Verständnis finden; am allerwenigsten bei seinen Landsleuten. Aber sein Sinn ist von so klarer Aufrichtigkeit, wie sie kaum in irgend-einer Zeit Verständnis findet. Von Anbeginn haben seine Schriften Europa in Bann geschlagen und in Schrecken versetzt. Dem Banne konnte man nicht entfliehen; dem Schrecken aber entzog man sich, indem man Machiavelli in eine Legende der Schrecklichkeit verwandelte. Selbst in Italien wurden – wie Charbonnel in *La pensée italienne au XVI<sup>e</sup> siècle* zeigt – seine Gedanken unmittelbar verfälscht. Päpste und Fürsten haben gern seinen Büchern das entnommen, was ihnen zusagte, aber nicht das Eigentliche, um dessentwillen er sie geschrieben hatte. Und je weiter sein Werk sich verbreitete, desto ärger ward es miß-verstanden. In Frankreich, und besonders bei den Hugenotten, rief es heftigsten Widerspruch hervor. Machiavelli wurde behandelt, als sei er kaum besser, als ein geschickter Schmeichler, der Tyrannen gute Winke zur wirksameren Bedrückung ihrer Untertanen gäbe. In Frank-reich gerieten nicht nur religiöse Parteigänger, sondern auch die Politiker von Beruf – vorzüglich Jean Bodin – mit ihm aneinander. Bodin kam nicht über das Lob des Cäsar Borgia im *Fürsten* hinweg, obwohl doch jedermann, der das Buch unvoreingenommen liest, erkennen muß, in bezug worauf und mit welchen Vorbehalten Machiavelli sein Lob spendet. In England bewunderten Thomas Cromwell und andere sein Werk, doch ist es ganz unwahrscheinlich, daß sie ihn besser verstanden. Der allgemeine Eindruck von Machiavelli in England beruhte auf französischem Einfluß, auf der Übersetzung des *Contre-Machiavel* von Gentillet. Und bei jeder Übertragung hatte Machiavelli zu leiden. Die französische Kultur war in mancher Beziehung der italienischen unterlegen, und die englische war bestimmt der französischen noch nicht ebenbürtig. Man vergleiche bloß einmal die Entwicklung des Prosastils in den drei Sprachen. Machiavelli ist ein Meister der Prosa aller Zeiten; sein Stil ist ausgereift. Bis zu Montaigne hat Frankreich ihm nichts an die Seite zu stellen, und Montaigne ist kein « Klassiker » im Sinne der französischen Kritik. In England gibt es nichts Vergleich-bares bis zu Hobbes und Clarendon. Aber dann, als die Kultur der drei Länder ziemlich auf gleicher Höhe stand, zeigen sich auch überall gewisse Entartungserscheinungen. Montaigne steht tiefer als Machia-velli – und Hobbes steht tiefer als Montaigne. Eine Übersicht von Machiavelli in der englischen Bühnendichtung hat Edward Meyer in seinem *Machiavelli und das elisabethanische Drama* gegeben, und jüngst wurde dieser Gegenstand von Wyndham Lewis in seiner außer-

ordentlich fesselnden Shakespeare-Studie *Der Löwe und der Fuchs* untersucht. Die Gestalt Richards III. ist ein Zeugnis für den Eindruck, den Machiavelli gemacht hat, und für das Falsche dieses Eindrucks.

Wir müssen darum die Frage stellen, was es für eine Bewandnis hat, daß Machiavelli auf den europäischen Geist einen solch erstaunlichen Einfluß haben konnte, und warum der europäische Geist es für nötig befand, seine Lehre so sinnlos zu verdrehen. Es gibt bestimmte Gründe dafür. Der Ruf Italiens als Heimat des unerhörten, lustvollen und teuflischen Verbrechens erfüllte die französischen und noch mehr die englischen Gemüter, so wie sie heutzutage von dem Ruhme Chicagos oder Los Angeles' erfüllt sind, und bereitete in ihnen die Erschaffung eines sagenhaften Vertreters dieser Verbrecherwelt vor. Mehr noch bildete das Wachsen des Protestantismus – und Frankreich war, ebenso wie England, damals ein recht protestantisches Land – eine Stimmung gegen den Mann, der die strenggläubige Auffassung der Erbsünde auf seine eigene Weise hinnahm. Calvin, dessen Ansichten von der Menschheit viel übertriebener – und bestimmt falscher – waren, als die des Machiavelli, ist niemals einem solchen Tadel verfallen; aber als aus dem Calvinismus selbst seine eigene, unvermeidliche Gegenbewegung erfolgte, auch von Genf her, durch die Lehren Rousseaus, da war auch diese Machiavelli feindlich. Denn Machiavelli ist der Arzt des Niedrigen und Gemeinen, und die Partei der Unbeugsamen kann das Niedrige und Gemeine nicht vertragen. Ein leidenschaftlicher Eiferer darf noch geduldet werden. Der Zusammenbruch eines Wahns, wie Savonarolas, ist der Duldung, sogar beifälliger Gönnerschaft der Nachwelt sicher. Aber Machiavelli war kein Held des Wahns; er sagte einfach die Wahrheit über die Menschen. Die Welt der Beweggründe menschlichen Handelns, wie er sie schildert, ist wahr – das will sagen, ist das Menschliche *ohne* Hinzufügung der übermenschlichen Gnade. Darum können nur solche Menschen sie ertragen, die einen festen religiösen Glauben haben; den letzten drei Jahrhunderten, die sich darum bemühten, den religiösen Glauben durch den Glauben an die Menschheit zu ersetzen, ist das Bekenntnis Machiavellis unerträglich. Lord Morley verleiht der in unserer Zeit üblichen, feindseligen Bewunderung Machiavellis Ausdruck, indem er mitteilt, daß Machiavelli sehr klar sah, soweit sein Blick reichte, aber daß er nur die eine Hälfte der wahren Natur des Menschen gesehen habe. Was Machiavelli in der Natur des Menschen nicht gesehen hat, ist die sagenhafte menschliche Güte, die für das liberale Denken den Glauben an göttliche Gnade ersetzt.

Machiavelli gefühlsmäßig zu bewundern ist leicht. Es ist nur eine sentimentale und schauspielerhafte Pose – die Menschen sind doch unverbesserliche Schauspieler –, sich die Haltung des « Realisten », des Mannes, der « keinen Unsinn » verträgt, zu geben und die « schonungslose Offenheit », den « Zynismus » Machiavellis zu bewundern. Das ist nichts als eine Form der Selbstzufriedenheit und Selbsttäuschung, die jene « Jude von Malta »-Nietzsche-Legende über Machiavelli verbreiten hilft. Im England der Elisabeth wurde mit dem Namen Machiavellis unbewußt nur deshalb gespielt, weil der immer wieder auftauchende Hang zur manichäischen Ketzerei Nahrung brauchte: es war das Begehren nach einem Teufel, um ihn anzubeten. Die Wellen der Ketzerei bleiben in ziemlich regelmäßiger Schwingung; im Satan von Milton kehren sie wieder und im Kain von Byron. Aber Machiavelli hatte nichts mit solchem Nachgeben vor menschlicher Schwachheit gemein. Ihm fehlte jedes Gefühl für Pose, und deshalb mußten ihn menschliche Geschöpfe, um ihn überhaupt annehmen zu können, zu einer Bühnenfigur machen. Sein Ruf ist die Geschichte eines Versuches der Menschen, sich durch Aussondern einer Kruste von Betrug gegen jegliche Feststellung der Wahrheit zu schützen.

Es ist im Tone des Vorwurfs ausgesprochen worden, daß Machiavelli sich keine Mühe gibt, zu überzeugen. Verkünder einer Botschaft war er bestimmt nicht; denn vor allem anderen war sein Beruf die Wahrheit, nicht das Überzeugen, und das ist ein Grund dafür, daß seine Prosa große Prosa ist – nicht nur italienische, sondern ein Vorbild des Stils, das für jede Sprache gilt. Er ist ein parteiischer Aristoteles der Politik. Parteiisch aber nicht, weil sein Blick getrübt oder sein Urteil vorgefaßt wäre, oder weil er sittlichen Ernstes ermangele, sondern nur wegen seiner einzigen Hingabe an die Einheit, den Frieden und die Wohlfahrt seines Landes. Das Reine und Geradlinige seiner Begeisterung ist es, was ihn zu einem großen Schriftsteller und immerdar zu einer einsamen Gestalt macht. Nie war einer weniger « machiavellistisch », als Machiavelli selber. Nur mit reinem Herzen kann man so überlegen die menschliche Natur enthüllen, wie er es getan hat; niemals kann es der Zyniker, denn der ist unlauter und gefühlsbeschwert. Aber es ist leicht zu verstehen, warum Machiavelli selbst kein erfolgreicher Politiker war. Ein für allemal mangelte ihm jede Fähigkeit zur Selbsttäuschung und zum Sich-in-Szene-setzen. Das Rezept « dors ton sommeil de brute » wird in vielen Formen angewandt, Calvin und Rousseau geben zwei Arten davon; Machiavellis Nützlichkeit liegt aber gerade in seiner be-

ständigen Forderung, die Seele auf ihre Schwachheit und Unlauterkeit zu prüfen. Seine politische Lehre wird man kaum vergessen; was er aber für die Prüfung des Gewissens bedeutet, kann allzu leicht übersehen werden.

## Gedichte

von Siegfried Lang

### VOR-FREUDE

*Die von Windesmacht bedrohten  
Ob des Stromes herbem Braus  
Hielten, helle Silber-Schoten,  
Bis in diesen Frühling aus.  
Wo ein nacktes Netz von Zweigen  
Wie auf Beute ausgespannt,  
Knistern sie nun bald vom Reigen  
Warmen Werdens übermannt.*

*Und geheimnisvolle Schlangen  
Prangen dunkle Äste vor  
In erwitterndem Verlangen  
Am zerstürzten Garten-Tor ;  
Ahnend jener Ufer Brände  
Nährend Licht und Wasser-Gruft  
Durch ermattete Gelände  
Tausel mondestrunkner Luft.*

*Noch in märzlich kühlem Wallen  
Schaudert es gemach vorbei  
Sacht entzündet sich in allen  
Wallern Glut die morgen sei :  
Dann ermuntern auch die scheuern  
Nach dem jahressichern Brauch..  
Heut, von unentfachten Feuern,  
Trinkt der Abend Duft und Rauch.*